

ORDEN POUR LE MÉRITE
FÜR WISSENSCHAFTEN UND KÜNSTE

REDEN UND GEDENKWORTE

VIERZEHNTER BAND

1978

VERLAG LAMBERT SCHNEIDER · HEIDELBERG

GEDENKWORTE

CARL ZUCKMAYER

27. 12. 1896 – 18. 1. 1977



Carl Zuckmayer

Gedenkworte für
CARL ZUCKMAYER

von
Emil Staiger

Die Persönlichkeit und das Werk Carl Zuckmayers bedürfen keiner umständlichen literarischen Erläuterung. Die Anfänge seines Schaffens liegen nun zwar schon mehr als ein halbes Jahrhundert zurück. Doch was er war und was er geleistet hat, scheint viel weniger historisch bedingt als das Meiste, was seither zutagegetreten ist. Carl Zuckmayer hat sich nie einer Richtung verschrieben. Obwohl er bedeutende Beispiele vor Augen hatte, konnte es ihm doch nie einfallen, sich romantisch oder klassizistisch zu gebärden. Seine Fühlung mit dem Leben war zu fest, als daß er sich ihm auf akademischen Umwegen hätte nähern müssen. Auch vom Expressionismus blieb er fast unberührt. Der aufrührerische, auf Grauen und Schrecken zielende Stil war seinem wohlwollenden Sinn so fremd wie die überschwengliche Heilsbotschaft, zu der sich manche ihm nahestehende Dichter hinreißen ließen. Trotz

der tiefen Verehrung, die er Gerhart Hauptmann zeitlebens entgegenbrachte, verpflichtete er sich auch nie auf ein naturalistisches Programm. Ohne viel Aufhebens davon zu machen, vertrat er dem naturalistischen Wahrheitsbegriff gegenüber – um ein Wort Gottfried Kellers zu brauchen – die »Reichsunmittelbarkeit der Poesie«, das heißt, den Glauben, daß Dichter mit dem Geheimnis, das unser Dasein durchwaltet, in einer Weise vertraut sind, die keiner Begründung durch den Augenschein und alltäglich gültiges Wissen bedarf, vertraut mit einem Zauber des Märchens, der Sage, der unsere Wirklichkeit zwar nicht aufhebt, aber für den mit besonderen Fühlern Begabten noch heute vertieft und verklärt. Zuckmayers berühmtestes Stück heißt im Untertitel mit Recht »Ein deutsches Märchen«.

Er selbst hat gern auf seine Verbundenheit mit dem Volksstück hingewiesen, mit der Komödie seiner engeren Heimat, und in der Tat eine ganze Reihe volkstümlicher Gestalten geschaffen: den Hauptmann von Köpenick, Katharina Knie, den Schelm von Bergen, den Rattenfänger von Hameln. Dennoch würden wir zögern, ihn eindeutig hier einzuordnen. Er war zu gebildet, zu aufgeschlossen für große poetische Tradition, zu sehr bewandert in der Geschichte des europäischen Dichtens und Denkens, als daß ihm die zwar echten, doch begrenzten Möglichkeiten des Volkstheaters hätten genügen können.

Wie aber läßt sich sein Wesen denn fassen? Er war – es gibt kaum ein anderes Wort – im Goetheschen Sinne eine »Natur«, ein ungebrochen ursprünglicher Geist, der Reflexion, des Kunstverständes zwar gleichfalls in hohem Grade mächtig, doch in entscheidenden Phasen seines Schaffens nicht darauf angewiesen, voll Vertrauen auf geheime, von keinem Men-

schen zu meisternde Mächte, auf das Leben – wenn wir darunter nicht Glück und Unglück, nicht irgendwelche Läufe des Schicksals verstehen wollen, sondern den unzerstörbaren Grund, in dem verborgen und geborgen ist, was uns ängstigt und was uns beglückt. Über die Berechtigung eines solchen Vertrauens läßt sich nicht streiten, weil es sich tiefer verankert fühlt als alles, was man im Einzelnen dafür und dawider anführen könnte. Er hätte wohl nichts dagegen eingewendet, wenn wir dieses Vertrauen im christlichen Sinn als »Liebe« bezeichnen – vorausgesetzt, daß wir mit diesem Wort nichts Weiches, Sentimentales meinen, daß wir eine kräftige, unerschrockene, unzimperliche, ja sogar derbe Liebe gelten lassen. Sie zeigte sich in der Güte, die er so vielen Menschen entgegenbrachte – feindselige Worte gegen nähere oder fernere Bekannte scheint er kaum je über die Lippen gebracht zu haben. Sie zeigte sich in dem herzlich einverstandenen Blick, den er auf seinen Bühnengestalten ruhen ließ, denen, die außerhalb der Sozietät sich ihrer Haut wehren müssen, und in dem Humor, mit dem er meist ihre Gegenspieler, die bürgerlich Tadellosen, erfaßte. Die Liebe zeigte sich in seinem freundschaftlichen Verhältnis zu den Tieren, zahmen und wilden, harmlosen und bösen, zeigte sich in dem Einvernehmen mit allen sechs Tagewerken der Schöpfung.

Sie war es denn auch, die ihn vor schwierigen Problemen bewahrte, unter denen viele seiner Gefährten litten: ich meine die Skepsis gegenüber dem Wort, den Zweifel, ob es erlaubt sei, in einer Erzählung, auf der Bühne eine dichterische Wahrheit zu behaupten, jenen Zweifel, der fast die ganze moderne Literatur zersetzt und im Grunde ein Zweifel an der schöpferischen Macht der Sprache ist. Zuckmayer wußte darum Bescheid, und wenn er darin ein wirkliches Leiden er-

blickte, so konnte er es auch achten. Er aber, für seine Person, schien sich die Dinge anders zurechtzulegen. Er, von der unerfindlichen Liebe zur Schöpfung durchdrungen, mochte sich sagen: »So bin ich vom Wunder des Lebens ergriffen und so versuche ich, es im dichterischen Bild zu begreifen und darzustellen; daß ich nur einzelne Bilder des unendlichen Lebens biete, des Lebens, wie *ich* es sehe, versteht sich von selbst; es könnte der Gemeinschaft aber nichts schaden, wenn sie sich darauf einlassen wollte«. Mit diesem glücklichen, seiner Grenzen wohl bewußten, aber auch unverwüstlichen Eigen-Sinn hat er seinerzeit den »Fröhlichen Weinberg« geschaffen und mitten in einer Welt, die meinte, es gebe nichts mehr als Angst und Not, die Fahne des saftigen, elementaren Wohlbehagens flattern lassen. So blieb er sich auch in der schwersten Katastrophe Deutschlands unbeirrbar treu. An seiner Gesinnung war nicht zu zweifeln. Es war aber ebenso wenig seine Art, sich zu ducken wie sich zu empören. Er ging in die Fremde und ließ sich auch dort von nichts verführen, was ihm unangemessen gewesen wäre. Wie hätte ein Mann wie er sich den Bedürfnissen Hollywoods fügen und sein Bild des Lebens fragwürdigen Moden zuliebe fälschen können? Er zog es vor, mit seiner gleichgesinnten tapferen Gattin zusammen in Vermont das Land zu bebauen, unbekümmert um seinen Stand und um die Rechte, die andere Schriftsteller glaubten in Anspruch nehmen zu dürfen. Im Rückblick auf diese Jahre sagte er: »Ich brauchte nicht zu hassen« – ein Wort, das ihm viele verübelt haben, wir aber bewundern als schlichtestes Zeugnis jener Natur, jener kraftvollen Liebe, der auch sein ganzes Schaffen entstammt, zumal auch seine Selbstbiographie »Als wär's ein Stück von mir«, dieses einzigartige Gemälde einer zunächst verheißungsvollen, dann verworrenen und entsetz-

lichen Zeit, das keine selbstsüchtig verbogene Linie, keine aus Düsternis oder Gram grell aufgetragene Farbe entstellt, ein menschenfreundliches Buch von einem, dem Anlaß genug geboten war, die Menschenfreundlichkeit zu verlernen. Weil es menschenfreundlich ist, ist Zuckmayers *ganzes* Leben und Schaffen leicht zugänglich für alle Menschen, die guten Willens sind. So sei denn nicht weiter *über* ihn geredet. Er komme selbst zu Wort.

Anschließend liest Maria Wimmer drei Abschnitte aus dem Werk »Als wär's ein Stück von mir«.